

benötigen. Einige Philosophen ziehen daraus bemerkenswerte Schlussfolgerungen. Ronald Dworkin (1931–2013) hat dafür argumentiert, dass die Moral in einem besonderen Sinne autonom sei (vgl. Dworkin 2011). Er behauptet, dass man zu Moral überhaupt nicht Stellung beziehen kann, ohne sich schon auf moralische Thesen und Argumente einzulassen.

Infragestellung
der Moral

Was das bedeutet, wird an der Figur eines Skeptikers deutlich, der Moral insgesamt für eine Fiktion oder eine schiere Ideologie hält. Nehmen wir an, dieser Skeptiker behaupte speziell, dass Aussagen über Gut und Böse etc. nie wahr seien. Dworkins Beobachtung ist folgende: Der Skeptiker wird durch seine Position u.a. auf die Aussage festgelegt, dass es nicht wahr ist, dass Sklaverei ungerecht ist. Das heißt aber, dass es nicht der Fall ist, dass Sklaverei ungerecht ist. Doch das, so Dworkin, ist selbst eine moralische Position. In seiner Infragestellung der Moral hat der Skeptiker ungewollt selbst moralisiert. Und wir dürfen erwarten, dass er uns einschlägige Gründe für eine moralische Position gibt – dass er sich auf genau den Diskurs einlässt, den er diskreditieren wollte.

1.2 Moralische und soziale Normen

Worin unterscheiden sich nun die Forderungen der Moral von anderen Normen – etwa von solchen der Etikette, oder der Mode, oder des korrekten Sprachgebrauchs? In diesem und dem folgenden Abschnitt werden einige charakteristische Merkmale moralischer Normen beschrieben.

Moralische Normen

Neuere Studien in der Philosophie und den Sozialwissenschaften heben einen ersten wichtigen Unterschied zwischen moralischen Normen und anderen Normen hervor. Moralische Normen sind, mit einem Ausdruck der Autoren Brennan, Eriksson, Goodin und Southwood (2013), *practice-independent*. Das heißt: Wir machen die Geltung moralischer Normen im Normalfall nicht davon abhängig, ob es eine bestehende soziale Praxis gibt, in der diese Normen auch von anderen befolgt werden und in der die geteilte Erwartung besteht, dass sie erfüllt werden.

Eine Analyse von Normen, die dies verständlich macht, stammt von der Philosophin und Spieltheoretikerin Cristina Bicchieri (*1950) (vgl. Bicchieri 2006). Ihr zufolge können wir Typen von Normen danach unterscheiden, wie ihre Befolgung motiviert ist. Die Rede von Normen und Arten von Normen hat, so Bicchieri, letztlich einen psychologischen oder motivationalen Aspekt.

Cristina Bicchieri

Soziale Normen im weitesten Sinne werden in einer Weise befolgt, die sich an anderen Menschen orientiert. Man kann dies schrittweise deutlich machen. Wenn wir zunächst beobachten, dass viele Menschen in einer Gruppe ein übereinstimmendes Verhalten zeigen, so heißt dies noch nicht, dass sie überhaupt eine Norm im Sinne Bicchieris befolgen. Z.B. lässt sich beobachten, dass viele von uns regelmäßig ihre Füße auf einer Matte abtreten, bevor sie ihr Zuhause betreten. Dabei handelt es sich gewöhnlich nicht um die Befolgung einer sozialen Norm. Wir haben einfach in diesen Fällen ähnliche individuelle Gründe und Motive, daher die Koinzidenz unseres Verhaltens.

Soziale Normen

In anderen Fällen aber stimmen wir unser Verhalten absichtlich auf das Verhalten anderer Menschen ab. Im einfachsten dieser Fälle ist das, was uns zu einem bestimmten Tun motiviert, die Vorliebe dafür, so zu handeln, wie andere es bereits tun. In solchen Fällen spricht Bicchieri von einer deskriptiven Norm. Ein Beispiel wäre eine Mode. Wenn es dereinst (Gott bewahre!) üblich werden sollte, dass Philosophen in bauchfreien Oberteilen zur Arbeit erscheinen, dann werde ich mich vielleicht motiviert fühlen, es auch so zu tun. Ich kleide mich wie die anderen Philosophen, weil ich mich so kleiden will wie sie. Hier würde ein erster Grad von practice-dependence vorliegen.

Deskriptive
Normen

Allerdings liegt in solchen Fällen, so Bicchieri, noch keine soziale Norm im engen Sinne vor. Die Befolgung solcher sozialen Normen weist einen zweiten Grad an sozialer Abhängigkeit auf. Dieser liegt vor, wenn ich mich nicht nur am Verhalten der anderen Personen, sondern auch an ihren Erwartungen orientiere – oder an den Erwartungen, die ich ihnen unterstelle. Ich will nicht nur so handeln, wie sie es tun, sondern auch so, wie sie es von mir erwarten. (Der Begriff der Erwartung ist dabei selbst normativ zu verstehen: Ich will so handeln, dass ich in den Augen der anderen richtig handle.) In Bicchieris Terminologie: Wenn ich eine Regel als soziale Norm befolge, so motiviert mich eine konditionale Präferenz, die Regel dann zu befolgen, wenn eine relevante Gruppe sozialer Bezugspersonen das Verhalten zeigt *und* wenn diese Personen es in normativem Sinne von mir erwarten. Typische Beispiele wären Normen der Etikette oder der Höflichkeit.

Unterschiedliche
Motive

Wichtig ist, dass ein und dieselbe Regel aus unterschiedlichen Motiven befolgt werden kann, und dass sie daher nicht immer als dieselbe Art von Norm fungiert. Es kann also zwar sein, dass ich meine Füße ganz unabhängig davon abtrete, ob andere es tun. Es könnte aber stattdessen auch sein, dass ich dieses Verhalten bei meinen Nachbarn gesehen habe und einfach Wert darauf lege, mich lokalen Bräuchen anzupassen und es auch so zu machen wie sie. Mein Fußabtreten wäre dann wie ein eigenwilliger Fall der Befolgung einer deskriptiven Norm. Schließlich kann es sein, dass ich meine Füße deswegen abtrete, weil ich denke, dass meine Nachbarn mich unzivilisiert finden würden, wenn ich es nicht täte. Dann befolge ich die Regel als eine soziale Norm im engen Sinne.

Moralische
Normen

Alle diese Fälle aber, so Bicchieri (2006) und Brennan et al. (2013), unterscheiden sich von dem Falle, in dem ich eine Norm als eine moralische Norm befolge. Wenn ich es unmoralisch finde, das Tagebuch meines Freundes zu lesen, erfahre ich die Verpflichtung zu Respekt als etwas, das ganz unabhängig von den Handlungen und Erwartungen anderer ist. Selbst wenn es so wäre, dass viele andere es mit der Privatsphäre nicht genau nehmen, und dass sie sich auch nicht weiter darum scheren, ob ich es tue – so werde ich doch noch immer den Eindruck haben, dass ich es muss. (Ob ich es dann tatsächlich über mich bringe, nicht in das Tagebuch zu sehen, steht natürlich auf einem anderen Blatt.) Wenn ich mich also genuin moralisch verpflichtet fühle, so heißt das, dass etwaiger sozialer Druck nicht mein Hauptmotiv ist. Welche Gründe es auch sind, die mich moralisch verpflichten: Sie gehen nicht auf Praktiken und Erwartungen meines Umfelds zurück.

Dies ist in der Tat ein charakteristischer Unterschied. Wir können uns abermals Fälle ausmalen, in denen eine und dieselbe Regel in verschiedener Weise betrachtet und befolgt wird. Man nehme die Regel, zu bestimmten Zeiten Geld an Bedürftige zu spenden. Mancher tut dies vielleicht, weil es die anderen auch tun. Er oder sie befolgt die Regel als eine Mode, vielleicht als einen lieb gewordenen Weihnachtsbrauch. Für andere wiederum wäre der Wunsch, so zu handeln wie die anderen, allein vielleicht nicht hinreichend. Diese Menschen befürchten aber, in den Augen ihrer Mitmenschen als knauserig oder egoistisch dazustehen, wenn sie es nicht genau so machen. Diese Menschen orientieren sich auch an den Erwartungen anderer, und befolgen die Regel daher als eine soziale Norm im engeren Sinne. Schließlich gibt es aber vielleicht auch Menschen, die es unabhängig

von anderen tun – weil sie es, wie man sagt, eben einfach richtig finden. Erst hier, so Bicchieris Punkt, haben wir die charakteristische Gestalt einer genuin moralischen Norm vor uns.

Es liegt auf der Hand, dass diese Fälle in der Praxis oft in Mischformen auftreten. Hilfe ich der gestürzten Person wirklich deshalb, weil ich vom Gedanken der moralischen Richtigkeit durchdrungen bin – oder doch eher deshalb, weil andere es von mir erwarten? Aber so zweifelhaft unsere Motivlage auch oft sein mag – der begriffliche Unterschied, auf den es ankommt, ist klar.

Bicchieris Modell erfasst in erhellender Weise auch bestimmte abweichende Formen, mit Moral umzugehen. Viele Menschen, so dürfte deutlich geworden sein, befolgen moralische Forderungen durchaus auch als soziale Normen, also auch aus Konformismus und nicht nur aus Überzeugung. Das kann dazu einladen, Moral nur als ein System sozialer Normen zu betrachten.

Diese abweichende Betrachtungsweise wird mitunter für humoristische Effekte genutzt. So kann man etwa angesichts bestimmter pikanter Handlungen sagen: „Das ist so falsch und unmoralisch – ich bin dabei!“ Hier werden moralische Vokabeln wie „falsch“ gerade verwendet, um bestimmte soziale Erwartungen und Normen zu thematisieren. Der Philosoph Richard M. Hare (1919–2002) bemerkt treffend, sie würden sozusagen in distanzierenden Anführungszeichen verwendet – eben als Zitate für die Ansichten der sozialen Mitwelt. Klar ist jedenfalls, dass der Sprecher es in diesem Falle eben nicht unabhängig von sozialen Erwartungen wirklich falsch findet.

Problematischer wird es, wenn der Unterschied zwischen moralischen und sozialen Normen nicht humoristisch unterwandert, sondern vergessen wird. Es kann dann passieren, dass wir moralische Ansprüche nur noch als aufgezwungene soziale Regeln sehen, und dass wir in richtigem Handeln nichts anderes mehr erblicken als Konformismus. (Pauschale Vorwürfe des virtue signaling oder des Gutmenschentums fallen oft in diese Kategorie.) Das ist eine begriffliche Verarmung. Speziell wird uns so ein kritisches Instrument genommen. Angenommen, es stimmt, dass die meisten von uns sich eher an sozialen Erwartungen als am Richtigen orientieren. Gerade dann sollten wir den kritischen Unterschied zu echter Moralität nicht aus den Augen verlieren.

Abweichender
Umgang mit
moralischen
Normen

Richard M. Hare

Konformismus

1.3 Kategorizität, deliberatives Gewicht und reaktive Emotionen

Normen der Klugheit Die practice-independence moralischer Normen ist jedoch kein Alleinstellungsmerkmal. Auch andere Normen weisen sie auf. Das gilt zum Beispiel für Normen der Klugheit. Die Forderung, auf seine Gesundheit zu achten, erscheint uns unabhängig davon als gültig, ob andere sie befolgen oder wichtig nehmen. Natürlich gibt es auch hier abweichende Formen – das Achten auf die eigene Gesundheit kann sehr wohl ein Tribut an soziale Erwartungen sein. Aber wie im Falle der Moral erkennen wir hier an, dass auch andere Motive für die Befolgung möglich sind und Sinn ergeben.

Immanuel Kant Wir müssen also fragen, welche weiteren Eigenschaften moralische Normen als solche auszeichnen. Ein Merkmal ist dasjenige, das der Philosoph Immanuel Kant (1724–1804) als ihre Kategorizität bezeichnet.

Kategorizität

Mit Kategorizität ist eine weitere Form der Unabhängigkeit bezeichnet, die durchaus zu den obigen Beobachtungen passt. Wenn wir eine Forderung als eine gültige moralische Forderung betrachten, so ist unser Motiv zur Befolgung nicht nur von dem Ziel unabhängig, soziale Erwartungen zu erfüllen. Wir finden die Forderung außerdem ganz allgemein unabhängig davon gültig, ob uns ihre Befolgung zur Erreichung irgendeines weitergehenden Ziels behilflich sein kann.

Hypothetische Normen Viele sonstige Normen, so Kant, beziehen ihre Verbindlichkeit daraus, dass sie bestimmten Zielen dienen. Solche Normen nennt Kant hypothetisch. So dienen Vorschriften der Klugheit oder des Eigeninteresses unserem Ziel, ein glückliches Leben zu führen. Die Klugheit gebietet die Erhaltung unserer Gesundheit nicht etwa als Selbstzweck, sondern als Mittel zum eigenen Glück.

Moralische Forderungen, wenn sie als solche befolgt und verstanden werden, sind nicht in dieser Weise hypothetisch. Angenommen, ich verzichte darauf, im Tagebuch meines Freundes zu schnüffeln. Was mich motiviert, ist dabei aber einzig die Sorge, erwischt zu werden und dann auf die Annehmlichkeiten dieser Freundschaft verzichten zu müssen. Hier motiviert mich also die Idee eines bestimmten Ziels, dem meine Zurückhaltung